

„Auch Homosexuelle gehören dazu“

Der Münchner Kardinal Reinhard Marx über die Reformen in seinem Bistum und das Verhältnis der Kirche zu Schwulen und Geschiedenen

Kardinal Reinhard Marx, Erzbischof von München und Freising, hat seiner Diözese harte Reformen verordnet: Pfarreien werden zu größeren Verbänden zusammengelegt, das Ordinariat wird umstrukturiert. Gleichzeitig hatte er die Gläubigen aufgefordert, konkrete Vorschläge für Veränderungen zu machen. Diese liegen seit einigen Monaten vor, jetzt äußert sich Marx dazu erstmals öffentlich.

Kardinal Marx, die Vorschläge des Forums „Dem Glauben Zukunft geben“ schienen erst einmal in der Schublade verschwunden zu sein. Warum?

Nein, sie sind nicht in der Schublade verschwunden, sondern sie werden im Ordinariat bearbeitet. Auch im Bischofsrat haben wir schon mehrmals darüber beraten. Wir haben jetzt drei Leitbegriffe, unter denen wir die verschiedenen Anregungen auch einordnen können.

Welche Leitbegriffe sind das?

Das eine ist „Miteinander glauben lernen“: Dass wir also gemeinsam überlegen, was dieser Glauben eigentlich bedeutet. Das zweite ist „Gemeinsam den Glauben bezeugen“. Da geht es um die Außenbeziehungen der Kirche, also um die Evangelisierung und den Kontakt zur Gesellschaft. Und das dritte „Als Gemeinschaft Kirche sein“, also die Frage, wie Haupt- und Ehrenamtliche stärker zusammen arbeiten können. Ein wichtiges Stichwort beim Zukunftsforum ist die geplante Ehrenamtsakademie. Wir wollen wirklich etwas tun für die vielen Gläubigen, die sich engagieren, sie ausbilden, begleiten und ihre Arbeit würdigen. Jetzt können wir versuchen, die verschiedenen Themen diesen Leitbegriffen zuzuordnen. Das möchte ich im Herbst auch noch einmal mit der Dekanekonferenz und dem Diözesanrat diskutieren.

Aber wird es wirklich konkrete Veränderungen geben?

Es wird konkrete Veränderungen geben. Das Zukunftsforum hat ja nicht seitenweise alle Themen ausgearbeitet, sondern Stichworte gegeben: Zum Beispiel, wie kann man in der Seelsorge für Geschiedene neue Akzente setzen? Wie kann man Ehrenamtliche unterstützen? Ich habe das als einen intensiven Hinweis an mich verstanden: „Erzbischof, daran musst du mit uns arbeiten.“ Und das werden wir jetzt alles durcharbeiten.

Die Strukturreform führt zu großen Pfarrverbänden im Bistum. Viele befürchten, dass es Schwierigkeiten bei der Seelsorge geben wird. Wie stehen Sie zur Forderung, hauptamtliche Laien wieder mit der Leitung von Gemeinden zu betrauen?

Ich habe entschieden, dass die Leitung einer Pfarrei – wie es ja vom Kirchenrecht vorgesehen ist – mit dem Priesteramt verbunden ist. Andere Wege sind ja nur als vorübergehende Notlösungen möglich. Auch wenn wir mehr Priester hätten, wäre ich nicht einfach dafür, kleinere Pfarrverbände oder mehr Einzelpfarreien einzurichten. Die Verhältnisse und der Wandel der Gesellschaft fordern uns heraus. Die Zahl der Gottesdienstbesucher geht zurück. Wir müssen neue Akzente in der Jugendarbeit setzen und vieles mehr. Wir brauchen starke Gemeinden, in denen Gottesdienste

qualitätsvoll und anziehend gefeiert werden, wo es ein geistliches Programm gibt. Das kann nicht jede kleine Pfarrei für sich leisten.

Sie haben in einer Predigt gesagt, ein Pfarrer muss mehr sein als der Manager eines Pfarrverbandes. Wer managt aber dann den Pfarrverband?

Das tun bereits heute zu einem großen Teil auch die Gremien wie die Kirchenverwaltungen. Wir müssen versuchen, die Verwaltung zu vereinfachen und Hilfe anzubieten. Zum Beispiel bei den Kindergärten: Natürlich wollen wir, dass sie eng mit der Seelsorge in der Gemeinde verknüpft sind. Aber bei der Verwaltung der Kindergärten sind viele Pfarreien einfach überfordert. Hier müssen wir investieren und schauen, wie wir Verwaltungsarbeit auf das Notwendigste beschränken, Verantwortung abgeben und trotzdem Qualität garantieren können. Dazu haben wir ein Pilotprojekt gestartet, das auf Trägerverbände setzt.

Wie stellen Sie sich denn das Modell der seelsorgerischen Leitung eines Pfarrverbandes vor?

Wir wollen, dass die Gemeinden einen Pastoralplan entwickeln. Kooperative Pastoral heißt, dass wir in jedem Pfarrverband ein Team aus Priestern und hauptamtlichen Laien haben, die miteinander die seelsorgerische Arbeit machen. Es kommt darauf an, dass so ein Team gut zusammenarbeitet, konkrete Schwerpunkte für den Pfarrverband setzt und die Mitarbeiter nach ihrer Begabung einsetzt. Durch so ein gutes Team ist dann manchmal eben auch mehr möglich und: Seelsorge ist nicht nur das Vier-Augen-Gespräch, sondern vollzieht sich in vielen Angeboten, von den Gottesdiensten angefangen bis zur guten Zusammenarbeit in den Gremien.

Ein wesentlicher Teil dieser Arbeit wird von Frauen geleistet. Wäre das Diakonat der Frauen nicht eine logische Konsequenz aus der Strukturreform?

Das ist eine theologische Frage, die nicht wir allein entscheiden können. Man kann darüber immer wieder diskutieren, aber das löst jetzt nicht unsere konkreten Probleme. Wichtiger ist, dass wir unter den gegebenen Bedingungen das tun, was möglich ist. Im Erzbistum funktioniert das ganz gut: Wir haben Priester, Diakone und pastorale Mitarbeiter – das sind in der Mehrzahl Frauen.

Aber es fehlen Anreize für Frauen, sich in der Kirche zu engagieren.

Welcher Anreiz sollte das sein? Du kannst Kardinalin werden? Wir müssen uns doch aus unserer Arbeit heraus motivieren und darüber, ob ich zusammen mit anderen Ziele erreichen kann. Das geht nur, wenn diese Ziele auch realistisch sind. Es geht dabei nicht um die Frage, wie sieht die Kirche vielleicht in hundert Jahren aus. Sondern darum: Wie kann ich hier und heute gemeinsam das Evangelium in Laim oder Berchtesgaden verkünden - jeder an der Stelle, wohin uns Christus gerufen hat, und nicht an der Stelle, die wir wollen.

Welche Perspektiven wollen Sie Geschiedenen anbieten?

Geschiedene sind keine Klasse für sich. Seelsorge bedeutet, dass ich auf den einzelnen mit seiner Geschichte zugehe und ihn begleite. Die Kirche wird sich schwer tun, eine einmal geschlossene sakramentale Ehe zu scheiden. Ich habe noch keine letzte Antwort darauf. Das ist eine Herausforderung, die wir theologisch anpacken müssen.

Können Sie sich vorstellen, dass sich viele Geschiedene von der Kirche stigmatisiert fühlen?

Ich hoffe es nicht, aber ich kann es mir natürlich vorstellen, dass mancher sagt, gehöre ich nun noch dazu oder nicht? Wir müssen eben deutlich sagen: Ihr seid angenommen, ihr gehört dazu und wir gehen gemeinsam den Weg. Es ist bitter, wenn ein anderer Eindruck entsteht.

Beim Dialogforum in Mannheim haben Sie das Thema Homosexualität angesprochen und vom „gescheiterten Menschen“ gesprochen.

Ich habe das Thema in Mannheim nicht aufgegriffen, sondern Ergebnisse verschiedener Arbeitsgruppen zusammengefasst. Es ist mir fremd, andere Menschen zu verurteilen. Ich bin froh, dass wir heute mit dem Thema Homosexualität besser umgehen. Die Kirche hat da nicht immer den richtigen Ton getroffen. Es bleibt aber natürlich bei der kirchlichen Position, dass die Sexualität in die treue eheliche Beziehung zwischen Mann und Frau gehört, die offen ist für Kinder. Wir können das doch nicht einfach so verändern. Glauben und Kirche sind kein Gemischtwarenladen. Dass nicht alle Menschen das leben können, ist eine seelsorgerische Herausforderung.

Sind Homosexuelle in der Kirche willkommen, auch in der Gemeindegarbeit?

Ja, sie gehören dazu. Alle sind willkommen, die mitmachen wollen und sich dem Evangelium öffnen und sich der Gemeinschaft der Kirche anschließen. Die revolutionärste Botschaft, die je verkündet wurde, ist: Gott schuf Mann und Frau nach seinem Bild. Das gilt für alle, übrigens auch für Ihren Nachbarn. Wir waren und sind persönlich und als Kirche nicht immer auf dem Niveau dieser Botschaft.

Wenn Homosexuelle sie um Gottes Segen bitten würden, dann würden Sie. . .

Ich spende die Sakramente, ich segne Menschen. Eine homosexuelle Beziehung kann ich zwar nicht segnen, aber ich kann für Menschen, die darum bitten, beten. Ein großer Schritt wäre aber schon einmal, dass jeder integriert ist. Das ist noch längst nicht überall erreicht.

Beim Zukunftsforum wurde auch gefordert, im Bistum eine Umfrage zu machen, wie zölibatär die Priester tatsächlich leben. Wie sehen Sie das?

Ich glaube, wir müssen uns der zölibatären Lebensform neu stellen. In unserer Gesellschaft erscheint jemand, der allein lebt, ja schon fast als skurril. Ein Leben ohne sexuelle Beziehungen wird als Defizit gesehen. In einer solchen Gesellschaft ist das natürlich sehr schwer. Ich will darum auch daran arbeiten, dass die Priester sich stärker als eine Gemeinschaft wahrnehmen, die miteinander unterwegs ist. Der Zölibat ist nicht der Kern des Problems, sondern durchaus eine geistliche Lebensform, die auch große Früchte tragen kann. Er ist aber auch eine prekäre Lebensform, in die man sehr viel investieren muss. Ich hätte aber nichts gegen eine Bestandsaufnahme, wobei Umfragen sagen, dass die Pfarrer in der Regel sehr zufrieden mit ihrem Leben sind. Wir müssen uns fragen, wie wir die Priester unterstützen können, und nicht, wie wir sie vom vermeintlichen Joch des Zölibats befreien können.

Neben der Pfarrei-Reform strukturieren Sie auch das Ordinariat um. Muten Sie Ihrem Bistum nicht zu viel zu?

Ich höre die kritischen Stimmen, aber auch solche, die sagen, es muss sein. Natürlich wird es trotz aller Bemühungen immer einige geben, die behaupten, mit uns hat niemand gesprochen. Wir bemühen uns aber, möglichst viele bei den Veränderungsprozessen zu beteiligen. Ich muss mich neuen Herausforderungen stellen. Rückwärts gehen wir nicht, wir gehen nach vorne.

Fürchten Sie keine ungeheure Frustration, wenn Wünsche der Gläubigen keine konkreten Veränderungen folgen?

Wir leben in einer Gemeinschaft, die nicht auf dem Mehrheitsprinzip beruht und die auch nicht darauf beruht, dass einer sagt, ich hätte da mal einen Wunsch. Und wenn dieser Wunsch nicht erfüllt wird, bin ich frustriert. Wir haben zum Teil gegenteilige Wünsche. Es ist die große Aufgabe, das zusammen zu bringen. Wir müssen diese Einmütigkeit, die weit über das Mehrheitsprinzip hinausgeht, suchen, und darum muss ich mich als Bischof bemühen.

Wie stellen sie sich denn eine moderne Großstadtkirche für München vor?

Demokratie, Pluralismus und eine ausdifferenzierte Gesellschaft sind ein Fortschritt. Sie sind nicht der Preis, sondern das Geschenk der Freiheit. Das Angebot der Kirche könnte sein, dass sie es ermöglicht, in der Unübersichtlichkeit einer immer komplexeren Welt einen klaren Kopf zu behalten. Der Glaube an Christus ist so ein Qualitätssprung nach vorn. Wenn wir nicht bezeugen können, dass der Weg in Christus und in der Gemeinschaft der Kirche dem Leben Stärke und Hoffnung gibt, dann können wir das beenden. Aus Tra-

dition allein bleibt niemand mehr Christ.

Muss sich die Kirche in einer Großstadt wie München nicht offener zeigen?

Es braucht nicht eine Kirche, die ‚anything goes‘ predigt, sondern das Gegenteil, aber nicht in einer abschottenden Weise. Das Christentum ist eine anspruchsvolle Lebensform. In einer offenen Gesellschaft kann es keinen Milieukatholizismus wie vor 50 Jahren geben. Vielleicht werden wir weniger. Aber Wirkung entfaltet man nicht durch Bestandszahlen, sondern durch die Überzeugung, dass man etwas zu sagen hat.

Interview: Franziska Brüning und Christian Krügel